

Melanie Brandt

LIMES

Die Grenze zwischen uns

MELANIE
BRANDT

LIMES

Die Grenze zwischen uns

ROMAN

© 2026 Melanie Brandt – alle Rechte vorbehalten
Lektorat/Korrektorat: Buchfein / Mona Jakob, PhD
Covergestaltung und Buchsatz: Zitronenzart Buchdesign - www.zitronenzart.com
Covermotiv: © Roti/stock.adobe.com, © Freya, © Nadezhda

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, A-2203 Großebersdorf, Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: info@buchschniede.at

ISBN 978-3-99192-403-6 (Paperback)
ISBN 978-3-99192-402-9 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der: s Autor: in unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Historische Gegebenheiten bilden die Grundlage dieses Romans, wurden jedoch
zu Gunsten der Atmosphäre und Dramaturgie stellenweise frei interpretiert.

*Für meinen Bruder,
der uns viel zu früh verlassen musste.*



In den Tiefen des Waldes

Es war früher Nachmittag. Also noch genug Zeit. Ich nahm einen Korb, zog mir meinen Umhang über und machte mich auf den Weg in den Wald, um Bärlauch zu sammeln. Der wuchs um diese Jahreszeit hier im Überfluss. Ich ging abseits des ausgetretenen Weges, denn darauf standen vermutlich nur noch wenige Blätter.

Dennoch musste ich aufpassen, wo ich hinlief. Es war schon lange nicht mehr sicher in den Wäldern. Jeder falsche Schritt konnte in den Tod oder in die Sklaverei führen.

Ich hatte einmal ein Gespräch zwischen meinem Vater und einem Kundschafter belauscht, in dem sie von schwer bewaffneten Männern gesprochen hatten, die umherstreiften und unsere Leute entführten, um sie zu versklaven. Sie hatten sie Römer genannt und von ihrer Kampfeslust und ihrer Gier, unser Land zu erobern, erzählt.

Diese Römer drangen immer weiter in unser Land vor und direkt auf dem Hang, der vom Ufer des großen Flusses hinaufführte, war eine Festung errichtet worden. Man konnte sie vom Ufer aus sehen, aber dorthin traute sich

schon lange niemand mehr. Ich wollte ihnen bei den Göttern nicht allein im Wald begegnen. Also musste ich auf der Hut sein.

Ich sprang über einen kleinen Bach und suchte die Stelle, an der immer besonders viel Bärlauch wuchs, und konnte dort meinen Korb bereits zur Hälfte auffüllen. Meine Mutter würde sich freuen, denn immerhin hatte sie fünf Kinder zu ernähren. Mit achtzehn war ich, Fia, die Älteste vor meinem jüngeren Bruder Feoras, meinen zwei Schwestern Keena und Marvinna sowie meinem kleinsten Bruder Phelan. Mein Vater würde bald einen Ehemann für mich aussuchen.

In unserem Dorf gab es nur wenige heiratsfähigen Männer, deshalb war ich mir sicher, dass ich in eine andere Siedlung kommen würde. Ich wollte mir diese wunderschönen Wälder noch einmal genau einprägen. Vielleicht war es heute das letzte Mal, dass ich sie sehen würde. Vor einigen Tagen hatte ich meine Eltern darüber flüstern hören, als sie heiratswillige Kandidaten für mich aussuchten, und ich hatte den Namen Bedran aufgeschnappt. Bedran war ein Freund meines Vaters und gut dreißig Jahre älter als ich. Seine Frau war gemeinsam mit ihrem Kind bei der Geburt gestorben. Wegen seines Kummers hatte er sich keine neue Frau mehr gesucht. Aber anscheinend war er nun bereit, erneut zu heiraten. Bei dem Gedanken, dass ich diejenige sein könnte, erschauerte ich und wollte umso mehr durch den Wald streifen, um meine Sorgen zu vergessen.

Ich wanderte weiter und bemerkte zu spät, dass es allmählich dunkel wurde. Ein kalter Schauer breitete sich über meinen Rücken aus. Ich zog meinen Umhang fester um mich und machte mich auf den Nachhauseweg. Ich huschte durch die Büsche, konnte aber plötzlich den Bach nicht mehr finden, über den ich gekommen war. Nebel zog auf und ich konnte mich auch nicht mehr am Mond orientieren. Meine Mutter würde mich ausschimpfen, wenn ich so spät nach Hause kam. Doch sie war meine geringste Sorge, denn ich musste erst einmal nach Hause finden.

In der Dunkelheit stolperte ich über eine Wurzel und fiel zu Boden. Ich rappelte mich auf und versuchte, auf allen vieren aus dem Dickicht zu kriechen. Zu meiner Bestürzung stellte ich fest, dass ich durch den Sturz einen meiner Schuhe verloren hatte. In der zunehmenden Dunkelheit konnte ich ihn nicht mehr finden. Ich schlang meine Arme um mich, doch ich spürte, wie die Kälte bereits in mein Inneres drang.

Als ich mich wieder aufgerappelt hatte, versuchte ich, mich weiter vorwärts zu kämpfen, doch um mich herum schienen die Büsche und Sträucher zu einer Mauer zusammenzuwachsen. Durch den sumpfigen Boden wurden meine Strümpfe feucht und ich begann so stark zu zittern, dass mir die Zähne klapperten. Bei den Göttern, jetzt spürte ich feine Tropfen im Gesicht, die auch auf meinem Umhang ihre Spuren hinterließen. Schon bald strömte es in kalten Bahnen auf mich herab. Es ging nur noch langsam voran. Ich war vollkommen nass und bis auf die Knochen

durchgefroren. Das Haar klebte mir feucht im Gesicht und ließ mich vermutlich aussehen wie ein Wesen, das gerade dem Moor entstiegen war.

Es war sinnlos, bei diesem Wetter weiterzukämpfen, ich würde mir den Tod holen. Also suchte ich mir eine kleine Nische unter einem umgefallenen Baumstamm und hockte mich darunter. Es war zwar etwas besser, als im strömenden Regen umherzuirren, jedoch war ich so durchnässt, dass sich durch den eisigen Wind, der inzwischen wehte, sämtliche Härchen an meinem Körper aufstellten. Ich schloss die Augen, um an etwas Schönes zu denken und mich abzulenken. Meine Gedanken schweiften zu meinen Eltern und meinen Geschwistern. Besonders mit meinem ältesten Bruder Feoras fühlte ich mich sehr verbunden. Er würde mich finden, das machte mir Hoffnung. Mit diesem Vertrauen in meinen Bruder konnte ich etwas Ruhe finden.

Zitternd döste ich in meinem Unterschlupf, als mich plötzliches Pferdegetrappel aufschrecken ließ. Jemand war in der Nähe. Vielleicht waren ja mein Bruder und mein Vater schon auf der Suche nach mir. Ich überlegte, aus meinem Unterschlupf hervorzukommen, doch da fiel mir ein, dass unsere Familie gar keine Pferde besaß – der kurze Schlaf und die Erschöpfung hatten mich verwirrt.

Wir hatten nur eine Ziege, die kaum noch Milch gab. Für den Besitz von Pferden war meine Familie nicht wohlhabend genug. Aber uns ging es nicht schlecht, denn mein Vater war ein guter Schmied. Er konnte Metall bearbeiten wie kein anderer. Dieses Geschäft brachte uns gutes Geld

ein, doch sieben Leute wollten versorgt werden und mein Vater, das wusste ich, sparte bereits für meine Mitgift und die meiner zwei Schwestern.

Es konnten also nicht mein Vater und mein Bruder sein und ich bezweifelte, dass sich andere Männer unserer Siedlung nach mir auf die Suche gemacht hatten.

So blieb ich still sitzen und lauschte, um außer den Pferden noch etwas anderes ausmachen zu können. Ich erkannte Männerstimmen, doch mit Schrecken bemerkte ich, dass sie Worte sprachen, die ich nicht verstand. Es war eine mir fremde Sprache, die ich noch nie zuvor gehört hatte. Still horchte ich noch einmal. Es mussten die Römer sein.

Voller Grauen drückte ich mich tiefer unter den Baumstamm. Ich war zwar groß gewachsen und konnte mich wehren, aber gegen mehrere Männer hatte ich keine Chance. Mir blieb also nichts anderes übrig, als möglichst kein Geräusch zu machen, bis die Gefahr vorüber war.

Doch das Schicksal meinte es nicht gut mit mir. Ich hörte sie näher kommen und konnte sie nun auch durch das Geäst sehen. Es waren drei Männer zu Pferd. Sie trugen Kleidung aus Leinen, über den Oberkörper einen Schutz aus Leder, der die Oberschenkel bedeckte, und einen roten Umhang. An den Hand- und Fußgelenken trugen sie Manschetten aus Leder. Außerdem waren sie mit Schwertern bewaffnet und trugen Schilde mit einem Wappen darauf, welches ich nicht kannte.

Das Herz schlug mir bis zum Hals und ich betete zu meinen Göttern um Schutz. Die Kälte und die Nässe

waren nun zur Nebensache geworden. Wenn die Männer mich entdeckten, würden sie mich gefangen nehmen, das war gewiss. Ich hielt den Atem an und presste mich in die Nische. Ich durfte keine auch noch so kleine Bewegung machen. Da knackte plötzlich ein Ast unter mir. Panisch schaute ich mich nach den drei Reitern um – und sah einem schwarzhaarigen Mann direkt in die Augen. Ein Ausruf seinerseits ließ mich aufspringen und davonstürmen. Ich rannte wie ein aufgescheuchtes Reh mit nur einem Schuh am Fuß durch den verwachsenen Wald, immer weiter von den Römern fort. Ich konnte die Hufschläge hinter mir hören. Damit ich schneller vorankam, durfte ich mich nicht umdrehen und nachsehen, wo sie sich befanden, doch ich spürte, dass sie nicht weit von mir entfernt waren.

Der Boden vibrierte und der Regen peitschte mir ins Gesicht. Ich konnte nicht sehen, wohin ich lief, wo ich war, was sich unter mir befand. Plötzlich stolperte ich über eine Wurzel und fiel hin. Ich spürte einen stechenden Schmerz an meiner Schläfe, dann wurde es dunkel um mich herum.



Auf der anderen Seite des Flusses

Marius Flavius Piso war kein einfacher Legionär. Seine wohlhabenden Eltern hatten dafür gesorgt, dass der hochgewachsene junge Mann den Rang eines Dekurios erhielt. Sein Erscheinungsbild war ein seltener Anblick: Das helle Haar und die eisblauen Augen waren ungewöhnlich für einen Römer. Doch zumindest die Frauen in Rom hatten nichts gegen seinen durchdringenden Blick einzuwenden, der einem den Atem raubte. Bis jetzt waren aber die Hoffnungen auf eine Heirat mit diesem außergewöhnlichen Mann vergebens, denn sein Wunsch war es gewesen, im Heer des Kaisers, weit weg von Rom, zu dienen. So fand er sich in dem neu errichteten Kastell am Limes, an der Grenze zu den verfeindeten Barbaren, wieder, um Rom zu unterstützen, das Herrschaftsgebiet seines Kaisers auszuweiten und die keltischen Siedlungen zu zivilisieren.

Für den Posten des Dekurios, des Führers einer Gruppe von zehn Reitern, war Marius gut geeignet und er war zufrieden mit seinem Leben. Auch als einfacher Legionär wäre er glücklich gewesen, doch als Angehöriger der römischen Oberschicht gehörte es sich, eine ansehnliche Stelle

im Heer zu besetzen, und so war er seinen Eltern dankbar für ihre Unterstützung. Marius nahm seine Aufgabe sehr ernst. Er war ein ausgezeichneter Anführer und verstand sich mit den Männern in seiner Einheit sehr gut. Das Kastell, in dem er stationiert war, stand noch nicht lange, doch er hatte sich in der kurzen Zeit bereits großen Respekt verdient.

Heute Mittag war der Zenturio mit dem Befehl an ihn herangetreten, einen Erkundungsritt auf der anderen Seite des Flusses durchzuführen. Man vermutete auf der gegenüberliegenden Seite des Stroms ein Barbarenlager, das aufgespürt werden sollte, um es diplomatisch mit Verhandlungen oder, wenn nötig, auch mit Gewalt zu zivilisieren. Das Römische Reich musste weiterhin wachsen, um seine Stärke zu bewahren. Die Barbaren waren dabei Gold wert. Marius war stolz darauf, dass ihm durch diese Aufgabe Wertschätzung zuteilwurde. Er war schon oft mit kleineren Aufträgen betraut worden, die er immer sehr gewissenhaft ausgeführt hatte. Das musste dem Zenturio aufgefallen sein, denn sonst hätte er ihm nicht befohlen, eine solch wichtige Mission zu übernehmen.

Nach dem Gespräch mit seinem Anführer machte Marius sich sogleich auf zu den Ställen und sattelte sein Pferd. Solch eine Erkundung konnte er nicht allein vornehmen, denn ein Trupp musste immer aus mindestens drei Männern bestehen. Also ordnete er zwei weitere Legionäre dazu an, ihn auf seinem Ritt zu begleiten. Lucius, einen seiner geschicktesten Männer, und Valerius,

einen guten Beobachter und Auskundschafter, hatte er dazu ausgewählt. Lucius war sein bester Mann, der oft rau und arrogant wirkte, ihm jedoch stets den Rücken freihielt. Marius kannte ihn erst seit dem Bezug des Kastells, doch Lucius hatte ihm schon mehrmals geholfen, als er in Schwierigkeiten gesteckt hatte. Er konnte gute Gespräche mit ihm führen, wenn sie abends bei Wein zusammensaßen und über die Götter und die Welt sprachen.

Nachdem sie sich gestärkt hatten, starteten die Männer ihre Expedition vom Kastell in Richtung Flussufer. Es war ein steiler Abstieg hinunter an die Stelle, an der das Floß zum Übersetzen angebunden war. Als Erster überquerte Lucius den Fluss. Jeder musste einzeln fahren, da immer nur ein Soldat mit seinem Pferd Platz auf dem Floß fand. Nach Lucius setzte Valerius über. Das Floß war mit einem Seil an einer Spule mit einer Kurbel befestigt. So konnte es wieder zurückgezogen werden und erneut einen Soldaten samt Pferd befördern. Schließlich schaffte es auch Marius über den Fluss.

»Ich wäre fast abgesoffen mit dem jämmerlichen Gaul«, beschwerte sich Lucius bei Marius. Er hatte jedoch ein Grinsen im Gesicht, das verriet, mit welcher Genugtuung er seinen Freund begleitete.

»Hättest du doch nicht die halbe Sau fressen sollen, Lucius«, entgegnete ihm Marius und lachte, dass es ihn schüttelte.

Valerius hingegen war ein schweigsamer Mann. Er nickte nur und half Lucius, das Floß zu sichern.

Das andere Ufer war gesäumt von Büschen, durch die sie sich hindurchkämpfen mussten. Der Boden war schlammig und sie kamen nur mit Mühe voran. Vor allem die viel schwereren Pferde sanken immer wieder ein und mussten von den Männern befreit werden.

»Verflucht«, hörte man im Minutentakt Lucius wettern.

»Sei doch einmal still, oder willst du, dass uns die Barbaren schon von Weitem hören?«, entfuhr es Marius.

Sie schlugen sich weiter durchs Dickicht, bis sie in einen Wald vordrangen, dessen Bäume so hoch waren, dass nur vereinzelt Sträucher wuchsen. Das Unterholz war hier nicht mehr so dicht und der Boden war nun fester. So konnten die Männer auch wieder auf den Pferden reiten. Sie hielten nach Rauch oder anderen Zeichen Ausschau, um zu überprüfen, ob es hier eine Siedlung der Kelten geben könnte. Es waren mittlerweile mehrere Stunden vergangen, in denen sie vergeblich nach Hinweisen gesucht hatten.

»Hier ist nichts«, raunte Valerius, der sich nun auch einmal zu Wort meldete. »Lasst uns zurückreiten.«

Allmählich begann es zu dämmern und sie wollten keinesfalls den Fluss im Dunkeln überqueren. Die Luft roch verdächtig nach Regen. Im nächsten Moment hörten sie schon leises Prasseln, als Tropfen auf die Blätter trafen.

»Was für ein grauenvoller Tag«, fauchte Lucius. »Wir haben weder Spuren noch sonstige Anhaltspunkte für die Barbarensiedlung gefunden und nun können wir durchnässt und halb verfroren nach Hause reiten!«

Marius warf Lucius einen säuerlichen Blick zu, doch sein Freund hatte genau das ausgesprochen, was er in diesem Augenblick dachte. Ein mulmiges Gefühl machte sich in ihm breit, denn er stellte sich vor, wie er dem Zenturio berichten musste, dass seine Erkundung erfolglos gewesen war.

»Kommt, wir kehren um!«, befahl Marius seine Männer.

Valerius schnaubte erleichtert. Der Regen fiel nun in Strömen und die Soldaten konnten kaum sehen, wo sie hinritten, als ihnen der Wind ins Gesicht peitschte. Die Pferde trabten nacheinander einen schmalen Weg entlang in Richtung Überfuhr. Die Sträucher wurden nun wieder dichter. An einer besonders bewachsenen Passage mussten sie ihr Tempo zurücknehmen und den herunterhängenden Ästen ausweichen. Auf einmal wurden die Pferde unruhig.

»Haltet an, hier ist ein Wilder!«, rief Lucius und fuhr herum. Marius sah aus dem Augenwinkel eine Gestalt vorbeihuschen und hörte das Rascheln der Blätter eines Busches, der neben einem umgestürzten Baum stand. Lucius preschte der Gestalt nach, als ob der Gott der Unterwelt hinter ihm her wäre.

»Ich erwische dich. Bleib stehen!«, rief er.

Marius und Valerius schauten sich verdattert an. Dann begriffen sie und ritten Lucius und der fliehenden Gestalt nach. Erst jetzt bemerkten sie, dass es sich dabei um eine junge Frau handelte. Das Mädchen war flink wie ein Reh.

Geschickt huschte sie durch Büsche und Bäume und wählte Pfade, die ein Pferd nicht passieren konnte. Kurz verloren sie die junge Wilde aus dem Blickfeld.

»Ich kann sie nicht mehr sehen!«, rief Lucius den anderen zu.

Der Regen prasselte auf die Reiter nieder. Völlig durchnässt schauten sich die Männer nach allen Seiten um. Keine Bewegung war mehr zu sehen. Marius ließ sein Pferd ein paar Schritte nach vorn schreiten. Da entdeckte er das Mädchen am Boden liegend neben einer hervorstehenden Wurzel einer Kiefer.

»Verdammt«, murmelte er.

Das Mädchen hatte langes haselnussbraunes Haar, das sich durch den Regen um ihr Gesicht schmiegte. Ihre vollen Lippen waren leicht geöffnet und vor Kälte bereits blau angelaufen. Aus ihrem Gesicht war die Farbe gewichen und sie war weiß wie Schnee, doch, bei allen Göttern, sie war das schönste Mädchen, das Marius je gesehen hatte.

Jetzt waren auch Lucius und Valerius zu ihm gestoßen. Lucius stieg vom Pferd und machte Anstalten, sie hochzuheben.

»Halt!«, herrschte ihn Marius an. »Keiner fasst sie an!«

Lucius warf ihm einen verwirrten Blick zu und setzte eine säuerliche Miene auf.

»Willst du sie etwa laufen lassen?«, entgegnete er seinem Freund.

»Sie ist verletzt«, sagte Marius bestimmt. »Ich werde sie tragen.«

Lucius schien etwas erwidern zu wollen, doch Marius gebot ihm Einhalt. Der Legionär seufzte tief und half Marius, das sonderbare Mädchen auf dessen Pferd zu heben.

Vorsichtig setzte Marius die junge Frau vor sich in den Sattel und umschlang sie mit dem linken Arm, damit sie nicht hinunterfiel. Sie trug ein helles Kleid aus grobem Leinen und um ihre Taille war ein Gürtel mit einem Symbol geschlungen, das Marius nie zuvor gesehen hatte. Es waren Schlingen, die miteinander verwebt waren. Einen solch fingerfertigen Schmied, der so etwas zustande brachte, hätte er gern kennengelernt. Auch an ihrem Arm trug die junge Frau ein Schmuckstück. Es war zunächst vom Umhang, den sie umhatte, verdeckt gewesen. Doch jetzt konnte Marius es hervorblitzen sehen: Es bestand auch aus verschlungenen Schleifen, aber diesmal waren es Spiralen, die von einer in die andere übergingen.

Er berührte den Armreif und konnte die Eiseskälte spüren, die von ihrer Hand ausging. Das Mädchen war vollkommen durchnässt und so kalt, dass er für einen Moment befürchtete, sie könnte tot sein. Doch an ihrem Handgelenk spürte er einen schwachen, aber stetigen Herzschlag. Er zog sie fester an sich heran und nahm ihre Hand in die seine, um sie zu wärmen. Durch den Aufruhr und die wilde Verfolgungsjagd strahlte er genug Wärme für beide aus.

Sie ritten nun zügig zum Floß, da es bald vollkommen dunkel sein würde. Gerade als der Tag in die Nacht überging, setzte der Letzte der drei Soldaten über den Fluss

über. Das Mädchen war zum Glück nicht sehr schwer, sodass das Floß sie mit Marius samt Pferd trug.

»Bin gespannt, was der Zenturio über unsere Beute sagen wird. Ich dachte schon, wir müssten mit leeren Händen bei ihm auftauchen«, raunte Lucius und rieb sich die Schläfen. »Da hätte ich mich in Grund und Boden geschämt.«

Marius runzelte die Stirn. Seine Gedanken schweiften in alle Richtungen. Er wollte die Wilde auf keinen Fall dem Zenturio ausliefern. Dieser würde sie befragen, um sie dann, wenn er mit ihr fertig war, als Sklavin zu verkaufen. Das wollte Marius dieser Schönheit ersparen.

»Ich werde mit dem Zenturio allein sprechen.« Marius starrte Lucius mit festem Blick an. »Und natürlich eure außerordentliche Leistung und Hilfe bei diesem Unterfangen hervorheben.«

Nun war es nur noch ein kurzer Anstieg bis zum Kastelltor. Dort stieg Marius vom Pferd und hob das Mädchen vorsichtig herab. Als ihnen geöffnet wurde, kam sofort ein Bursche, der sich um die Pferde kümmerte. Marius nickte Lucius und auch Valerius dankend zu und eilte mit dem Mädchen in den Armen davon.